

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 19

Artikel: Der Pfirsichbaum
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tender Auflösung begriffen? Wer wollte auch daran denken, Haus und Hof zu verlassen, um einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen? Hatten nicht Geschlechter um Geschlechter glücklich hier gehaust, auch in strengen Wintern?

Nein, sie wollten, sie konnten nicht wegziehen, sie liebten alle zu sehr die eigene Scholle, ihre kleine, aber so teure, freie Heimat. Und wie oft hatte sie ja selber gesagt: „Wir stehen alle in Gottes Hand, ob hier ob dort“ und das Bibelwort erwähnt: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die Zukünftige suchen wir.“ Und doch war ihr heute so eigenartig zu Mute; eine wehmütige Ahnung wollte sich auch jetzt ihrer bemächtigen. Sie schaute ein letztes Mal in die Gletscherpracht der Sellagruppe, erhob sich dann und trat ins Haus.

Inzwischen hatte der Abend seine bläulichen Schatten ausgebreitet. Die Tiere waren in Wald und Gestüpp in ihre Winkel geschlüpft; auch die Bewohner des friedlichen Bergdörfchens hatten sich zur Ruhe gelegt. Oben in den Bergen wühlte und hämmerte es ununterbrochen. Bäche schwollen an, höhlnen sich einen Weg durch verwittertes Gestein, ergossen sich über glatte Felsplatten, rissen Sträucher und Bäume mit. Polternd sausten kleine und große Blöcke in die Tiefe. Plötzlich wurden die Menschen von einem dumpfen Krachen aus dem Schlaf geweckt. Es war wie ein fernes Donnern, das immer näher und näher kam, bis es sich zu einem furchtbaren, ohrenbetäubenden Getöse verwandelte. Die Erde bebte. Mit großer Wucht stürzte ein Teil des Berges nieder, das ganze Tal in eine mächtige Staubwolke hülzend. Im Nu waren der liebliche Flecken und seine traute Umgebung in ein weites ödes Feld verwandelt. Unter entwurzelten und geknickten Stämmen und Ästen, unter Blocktrümmern und dem Geschiebe aller Art lag das kleine Dorf mit

Freud und Leid verschüttet und begraben. Verwüstet waren Wälder und Weiden, vernichtet die Heimstätten glücklicher Menschen. Was gestern noch geliebt und gelebt, war heute still und stumm. Alles, alles war tot. —

Und wieder war's nach vielen Jahren. Ein leuchtend schöner Tag war erwacht. Im Silberglanz prangten Firne und Gletscher. Der Morgentau perlte in den Blumenkelchen und auf den zarten Gräsern, die den Pfad ins Rosental säumten. Kein Laut unterbrach die Stille der frühen Morgenstunden; nur des Flusses Wellen schlügen klatschend ans Ufer.

Ein einsamer Wanderer pilgerte in das Tal, um die Stelle zu suchen, die alles barg, was er auf Erden besessen: seine Mutter. Es war der Sohn der Mutter Reta, der heimgekehrt aus fernem Lande und mehr denn je wußte: „Wir haben hier keine bleibende Stadt.“

Morgen für Morgen sah man den Priester den Weg gehen. Und man sagte, er bete dabei. Und immer war es, wenn das Gras vom Tau benezt, wenn Tautropfen an den Zweigen hingen und in den Blüten lagen. Es war zur Zeit des Taus, des rosedì, wie der Romane sagt. Daher der Name: Roseg.

Der Strom des modernen Lebens hat nun auch Val Roseg erfaßt, und mancher Bergwanderer ist hier des Glückes teilhaftig geworden, das die Berge ihren Getreuen schenken. Die Bodengestaltung bei Alp Seguonda und Margun, die weiterumliegenden, bewachsenen Granitblöcke erzählen heute noch von einem Bergsturz in alter Zeit. Und wenn die Gelehrten den wohlklingenden Namen Roseg auch von lateinischen oder keltischen Stämmen (wie „holzreich“ oder „wasserreich“) ableiten wollen, wir — wir denken an rosedì.

Domenica Meßmer.

Der Pfirsichbaum*

Vor vielen Jahren fuhr ich mit dem Nachtschnellzug nach Paris, zwischen mancherlei schlaftrunkenen Passagieren der einzige muntere. Ich stand am offenen Fenster und schaute in die

mondlichte Augustnacht, auf die Dörfer, Kirchen, Schlösser, Felder und Wälder, die verträumt unter dem dunkelblauen Himmel lagen. Es mochte schon nach Mitternacht sein. Da hielt der Zug im Bahnhof von Troyes, und aus der entgegengesetzten Richtung kam ein anderer, der sich

* Aus dem kurzweiligen Buch „Erinnerungen“ von J. C. Heer. Verlag J. G. Gotta, Stuttgart.

so dem unsern zur Seite legte, daß man mit der Hand von den Fenstern des einen zu den Fenstern des andern hätte hinüberlangen können. Von unserer Abteilung ging mein Blick unmittelbar in einen hellerleuchteten Wagen erster Klasse des Gegenzuges. Nur drei Damen hielten ihn besetzt, in der Mitte zwischen zwei dunkeln Nonnen oder Ordensschwestern, die mit ihren Rosenkränzen und goldenen Brustkreuzen schlummernd vorgebeugt saßen, ein etwa achtzehnjähriges Mädchen von auffallender Schönheit und Vornehmheit. Sie war munter wie ich, als seelenvergnügt einen Pfirsich und hatte auf dem Polster vor sich noch ein Körbchen voll der auserlesenen Früchte. Das Bild fesselte mich. Ich lehnte durch das Fenster vor und dachte: Was ist das für ein entzückend frisches und liebliches Geschöpf, Augen wie Sonnen!

Das Mädchen mißverstand aber offenbar meine Neugier. Ein verstohlenes Lächeln ging um ihren Mund, und leise stieß sie ihre Hüterin zur Linken an. „Jener Herr drüben hat wohl Durst“, sagte sie mit wohlsklingender Stimme, „darf ich ihm einen Pfirsich schenken?“ Ohne nur den Kopf zu erheben, nickte die Nonne wie im Traum. Das Mädchen stand auf, nahm das Körbchen vom Polster und streckte es durch ihr Fenster an das meine herüber. „Lesen Sie sich einen aus, Herr!“ lud sie mich mit schalkhafter Liebenswürdigkeit ein. „Reichen Sie mir selber einen“, bat ich. Mit raschem Blick und zierlichen Fingern nahm sie den größten, betrachtete ihn wie mit einer Liebeslösung und gab ihn mir. „Guten Appetit und gute Reise!“ lachte sie mit einem Anflug von Übermut. „Madole, was tun Sie?“ fuhr jetzt ihre Begleiterin zur Rechten, die erwacht war, vorwurfsvoll auf. In diesem Augenblick schrillte ein Pfiff, der Zug des Mädchens setzte sich schon wieder in Bewegung, und ich konnte nur noch sagen: „Vielen Dank für Ihre Herzensgüte, Fräulein.“

Nun reiste das schöne Mädchen, dieser Sonnenstrahl zwischen den beiden dunkeln Nonnen, weiß Gott wohin, vielleicht nach der Schweiz, ich selber tiefer nach Frankreich hinein. Meine Gedanken spielten mit dem samtenen Pfirsich, ich als ihn erst im grauenden Tag kurz vor Paris und mit großer Andacht für den reizenden Gruß in der

Nacht. Den Fruchtstein hob ich mir als Andenken an das Erlebnis auf, oder wie einen Talisman, der nichts Böses über mich kommen ließe.

Ein paar Wochen genoß ich das Leben der Stadt, immer den Pfirsichstein in der Tasche.

Als ich wieder heimgekehrt war, fand ihn bei der Durchsicht meiner Kleider die Mutter. „Was soll denn der da?“ lachte sie, „du hast doch immer deine Liebhabereien!“ Da erzählte ich den Eltern die artige Nachtbegegnung von Troyes und wollte den Stein dem Vater schenken, damit er ihn im Garten oder im Weinberg in die Erde stecke. Er wies ihn aber zurück. „Ich mag mich nicht mehr an Pfirsichbäumen ärgern“, versetzte er. „Duhende von Malen habe ich solche zu pflanzen versucht, stets mit dem Mißserfolg, da sie schon bei den ersten Früchten harzflüssig wurden und eingingen. Unsere Landschaft eignet sich nicht für diese Bäume. Schenke den Stein, wem du willst!“

Es hatte nun keinen Sinn, daß ich das Reiseandenken immer bei mir trage; ich hatte mich daran lange genug erfreut. Auf einem Gang über Land, ein paar Dörfer von unserm entfernt, warf ich den Stein, wie ich glaubte unbeobachtet in einen Garten hinein, der einer verheirateten ehemaligen Schulfreundin gehörte. Wird die Louise Zoller sich wundern, wenn ihr ein Pfirsichbaum heransprüßt! In diesem Augenblick trat aber die junge, schlanke Frau schon selber hinter einem Gebüsch hervor: „Wer wirft mir denn Steine in den Garten, als hätten wir nicht schon genug?“ rief sie unwirsch, lachte aber gleich: „Du bist's, Jakob?!“ — „Und es ist ein besonderer Stein“, erwiderte ich, „edelster französischer Pfirsich!“ — „Dann muß ich ihn doch suchen“, sagte sie freudig, „mein Mann und ich hätten schon lange gern einen Pfirsichbaum gehabt.“ Sie fand den Stein, rüstete ihm in meiner Gegenwart an der sonnigen Hausmauer ein Plätzchen undbettete ihn mit dem Spaten.

Jahre hörte ich nicht, ob aus dem Stein ein Baum geworden sei. Da begegnete mir in den Straßen Zürichs einmal unvermutet Louise Zoller, die inzwischen eine stattliche Bierzigerin geworden war. Sie begrüßte mich mit fröhlichen Augen: „Du, der andern Leuten so gern Steine in die Gärten wirfst, du solltest doch einmal zu

uns kommen und sehen, was aus deinem Pfirsichstein geworden ist: ein prächtiger Baum und aus seinen Steinen schöne junge Bäume. Die sind unser Stolz, unsere Freude, wenn sie mit ihren großen, schmackhaften Früchten behangen sind!"

Ich versprach ihr den Besuch, kam aber im Drange des Lebens nie auf das Dorf der Jugendfreundin hinaus. War es von ihr nun eine Mahnung oder ein Dank für den gesegneten Stein? Jeden Herbst schickte sie mir ein Körbchen prächtiger Pfirsiche von besonderer Güte.

Einmal fand ich doch den Weg zu ihr. Das war, als ich am Zürichsee, in einer Gegend, in der die Pfirsiche besonders leicht gedeihen, selber Besitzer eines Gartens geworden war. Ich bat mir von Louise Zoller ein paar junge Bäumchen aus. „Mit Vergnügen zu deinen Diensten“, erwiderte sie, „mit so vielen, wie du willst. Alle, die du siehst, sind Enkel und Urenkel des ersten Baumes aus deinem Stein!"

Nun erlebte ich selber jeden Herbst das Wunder einer prächtigen Pfirsichernte. Sie bereitete meinem Vater, solange er lebte, stets die größte Überraschung. „Wie seltsam! Dir gedeihen die Bäume, ich brachte keinen davon!"

Auch letzten Herbst trugen die Bäume Lasten

kostlicher Früchte. Noch jetzt aber kann ich mich nicht an ihnen und den schmausenden Enkeln freuen, ohne daß ich jedesmal des schönen und gütigen Mädchens gedenke, das mir vor wohl dreißig Jahren mitten in der Nacht von Zug zu Zug den Pfirsich schenkte. Er ist Urbater von Tausenden geworden, und immer, wenn ich mit Früchten oder Jungschossen andere beglücken kann, erlebe ich in der Erinnerung noch einmal reizvoll die kurze Nachtbegegnung in Troyes, das gütige Mädchen mit Augen wie zwei Sonnen.

Sie mag heute auch schon eine reife Mutter sein, vielleicht eine Trauernde, die Söhne im Krieg verloren hat. Ich wollte aber doch, die Geschichte ihres Pfirsichs käme einmal in ihre Hand. Ein Märchen so schön, daß es sich wohl nie begeben wird!

Vielleicht weilt die Dame, von der ich nur den Namen „Madole“ weiß, überhaupt nicht mehr unter den Lebenden. Der Pfirsichstein aus der Reisenacht in Frankreich ist mir aber ein Sinnbild dafür geblieben, daß in den Geschehnissen des Lebens nicht nur der „Fluch der bösen Tat“ fortwirkt, sondern auch der Segen jeder Güte, wenn nicht an uns selber, so an andern. Jede unserer Handlungen ist Samenkorn!

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Ist Sacharin gesundheitsschädlich?

Zufolge des Mangels an Zucker, der uns heute nur noch in geringen Mengen zur Verfügung steht, ist die Nachfrage nach Sacharin außerordentlich gestiegen. Es wurde in großen Mengen aufgekauft und war zeitweise im Detailverkauf kaum mehr zu beschaffen, so daß es heute, um eine möglichst gleichmäßige Versorgung der zahlreichen Verbraucher zu sichern, wenn auch nicht der Rationierung, so doch der Kriegsbewirtschaft-

tung untersteht. Denn seine Herstellung beruht auf dem Rohstoff Kohle und bekannterweise sind unsere Vorräte an Kohle sehr beschränkt.

Es erhebt sich in diesem Zusammenhange die nicht unmäßige Frage, ob dieser künstliche Süßstoff, wie vielfach behauptet wird, unserer Gesundheit unzuträglich sei. Zunächst ist dabei festzustellen, daß das Sacharin mit Zucker nicht das Geringste zu tun hat. Es ist vielmehr,